

NICOLA MARNI

DIE
TALLINN-VERSCHWÖRUNG

NICOLA MARNI

DIE TALLINN-
VERSCHWÖRUNG

THRILLER

PAGE  TURNER



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House fsc-DEU-0100
Das fsc-zertifizierte Papier *EOS* für dieses Buch
liefert Salzer, St. Pölten.

Page & Turner Bücher erscheinen im
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH.

1. Auflage

Copyright © 2008

by Page & Turner/Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion: Regine Weisbrod

Gesetzt aus der Janson-Antiqua

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-20341-3

www.pageundturner-verlag.de

ERSTER THEIL

MORD
IM HOCHHAUS

Die Leuchtziffern der Uhr zeigten kurz vor drei und es war Nacht – keine gute Zeit, um in dieser Gegend allein unterwegs zu sein. Die Straßen waren so still und unbelebt, dass es Andrea einen Schauer über den Rücken jagte. Auch wirkten die schwarzen Hochhäuser im Mondlicht wie zu Ruinen zerfallen, und die Laternen standen so weit auseinander, dass ihr Licht den leichten Nebel kaum zu durchdringen vermochte. In dem schmalen Durchgang, der zur Haustür der Nummer neun führte, hatte der Architekt sich die Lampen ganz gespart. Erst wenn man den kleinen, in der Dunkelheit schimmernden Knopf drückte, wurden das Klingelbrett und die Tür erleuchtet.

Andrea Kirschbaum blieb stehen und kämpfte gegen die Angst. Dabei hatte sie sich vor zwei Wochen noch gefreut, hier ein Apartment beziehen zu können. Die riesige Wohnanlage lag nicht weit vom Klinikum Neuperlach entfernt, in dem sie eine Stelle als Assistenzärztin gefunden hatte, und die kleine Wohnung war vor allen Dingen bezahlbar. Bisher hatte Andrea sich in diesem Mikrokosmos, in dem Menschen verschiedenster Nationen und Glaubensrichtungen friedlich nebeneinander lebten, wohl gefühlt, auch wenn Torsten die Ansammlung schwarzgelber Hochhäuser einen Slum genannt hatte. Beim Gedanken an Torsten kniff sie die Lippen zusammen. Mit ihm würde sie Tacheles reden müssen, denn so wie jetzt ging es nicht weiter. Entweder wechselte er die Dienststelle, so dass er nicht mehr auf Auslandseinsätze geschickt wurde, oder sie würde ...

Ein Geräusch, das Andrea hinter sich zu hören glaub-

te, unterbrach ihren stummen Monolog. In schierer Panik hastete sie weiter und prallte gegen die gläserne Front, in der die Tür und das Klingelbrett eingelassen waren. Ohne Licht zu machen, tastete sie nach dem Schloss, steckte den Schlüssel hinein und öffnete.

Als die Tür hinter ihr zuschnappte, atmete sie auf. Gleichzeitig schimpfte sie mit sich selbst und ihren überreizten Nerven. Nicht die Wohnanlage war schuld an ihrer gedrückten Stimmung, sondern der Stress im Job. Sie war mehr als zwanzig Stunden in der Klinik gewesen und hatte während dieser Zeit bei sechs Operationen assistieren müssen. Bei der letzten, die länger als vier Stunden gedauert hatte, war es um Leben und Tod gegangen. Frisch von der Uni gekommen, fiel es ihr nicht leicht, eine solche Anspannung wegzustechen.

Andrea tröstete sich mit dem Gedanken, dass es mit der Zeit leichter werden würde, und betrat den Aufzug. Bevor sie die Hand ausstrecken und den Knopf für den neunten Stock drücken konnte, setzte die Kabine sich in Bewegung. Im ersten Augenblick zuckte sie zusammen, lachte dann aber über sich selbst. Auch um drei Uhr morgens gab es Leute, die das Haus verlassen wollten. Sie drückte auf den Knopf mit der Neun und lehnte sich gegen die Fahrstuhlwand.

Seltsamerweise hielt der Fahrstuhl nirgends. Der sechste Stock blieb hinter Andrea zurück, der siebte und zuletzt auch noch der achte. Sie schüttelte ungläubig den Kopf, denn im obersten Stockwerk wohnte nur sie. Ihres Wissens standen die anderen Wohnungen leer.

»Wahrscheinlich habe ich beim Betreten des Fahrstuhls unbewusst doch gedrückt«, sagte Andrea zu sich selbst und wartete, bis sich die Fahrstuhltür öffnete. Als es so weit war, trat sie mit einem raschen Schritt ins Freie – und prallte mit jemandem zusammen.

»Entschuldigung!«, sagte sie. Dann aber weiteten sich ihre Augen beim Anblick des kräftig gebauten Kerls, der mindestens eins neunzig groß war und fünfundneunzig Kilo auf die Waage bringen mochte. Sein Schädel war kahlgeschoren und gab seinem Kopf die Gestalt einer polierten Kugel. Noch auffälliger aber war das ausgewaschene T-Shirt unter der offenen Weste, auf dem noch vier Buchstaben des Levels zu erkennen waren: NSDA. Es musste ein LONSDALE-T-Shirt sein. Andrea wusste von Torsten, dass dies die Lieblingsmarke vieler Neonazis war, weil die Buchstaben auf die NSDAP hinwiesen, ohne als verbotenes Symbol zu gelten.

Noch während sie sich fragte, was der Typ auf ihrem Stockwerk zu suchen hatte, bemerkte sie die drei anderen Männer, die eben eine der angeblich leer stehenden Wohnungen verließen. Zwei von ihnen kannte sie. Der eine war Monsignore Balthasar Kranz, der am Tag zuvor einen erkrankten Ordensbruder in der Klinik besucht und sich beinahe hysterisch aufgeführt hatte, weil er den Schwerkranken nicht in ein Ordenskrankenhaus überführen lassen durfte.

Von dem Zweiten hatte sie Bilder auf Torstens Laptop gesehen. Der untersetzte Mann war etwa so groß wie sie und wirkte trotz seines feinen Anzugs mehr wie ein Boxer oder Preisringer, der sich als Manager eines Nachwuchstalents versucht. Er hieß Rudi Feiling und zählte zu den Unbelehrbaren, wie Torsten es ausgedrückt hatte. Der Glatzkopf musste sein Leibwächter sein. Die beiden in der Gesellschaft des Monsignore zu sehen, war in etwa so, als würden Luzifer und der Erzengel Michael sich zum Skat treffen.

Der Dritte, ein dünner, alterslos wirkender Mann, trug ebenso wie der Monsignore einen schwarzen Anzug mit dem weißen Kragenspiegel, der ihn als Kleriker auswies. Bei Andreas Anblick funkelte er Feiling verärgert an.

»Konnte Ihr Pavian nicht aufpassen? Es war ausgemacht, dass es keine Zeugen geben darf!«

Seine Worte, mehr aber noch sein Tonfall fraßen sich wie Säure in Andreas Gehirn. Mit einem Aufschrei schlüpfte sie an dem Glatzkopf vorbei und war mit einem Satz vor ihrer Tür. Sie brachte den Schlüssel ins Schloss und konnte ihn noch umdrehen, dann stand der Bullige neben ihr und riss ihr den Arm hoch. Andrea sah es zwischen seinen Fingern metallisch aufglänzen und spürte als Letztes einen Schlag.

ZWEI

Monsignore Kranz blickte mit einer Mischung aus Erregung und Ekel auf die am Boden liegende Gestalt. Die junge Frau wirkte schlank und sportlich. Ihr blondes Haar war zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, der aus der Öffnung einer dunkelblauen Baseballmütze ohne Aufdruck herausquoll, und ihr längliches Gesicht war auf eine aparte Art hübsch. Nun rann ein dünner Blutfaden von der Stelle herab, an der sie der Totschläger getroffen hatte. Kranz beobachtete fasziniert den roten Tropfen, der sich von der Schwerkraft gezogen seinen Weg über die Haut suchte und bald auf den Fußboden fallen würde.

Mit einer energischen Bewegung wandte er sich an seinen Sekretär. »Das Blut!«

Der Mann zog ein Taschentuch aus der Jacke und beugte sich über Andrea, um ihr damit über das Gesicht zu wischen. »Ich glaube, die kenne ich«, sagte er dabei mit einem Seitenblick auf den Monsignore. »War die nicht gestern dabei, als wir in der Klinik waren?«

Der Monsignore zischte einen lateinischen Fluch. »Und was hat das Weibsstück hier oben zu suchen?«

»Ich glaube, sie wohnt hier. Wenigstens steht auf dem Türschild derselbe Name wie auf dem Anhänger ihres Rucksacks.« Feilings Leibwächter hatte das handgeschriebene, mit Tesafilm befestigte Namensschild auf der Tür entdeckt und streckte die Hand aus, um es abzureißen.

»Lass das, du Idiot!«, fuhr Kranz' Sekretär ihn an. »Damit schaffst du die Sache nicht aus der Welt.«

Der Monsignore nickte. »Unser Zusammentreffen muss strengstens geheim bleiben. Also muss sie verschwinden.«

Feiling fuhr auf. »Sollen wir sie etwa aus dem Haus schaffen und im Perlacher Forst vergraben?«

Einen solchen Tonfall war der Monsignore nicht gewöhnt. Sein Gesicht färbte sich rot, und für Augenblicke lag Streit in der Luft. Sein Sekretär bemühte sich, die Wogen zu glätten. »Natürlich nicht! Es würde nur überflüssige Fragen aufwerfen, wenn sie gefunden wird. Ich glaube, neun Stockwerke sind hoch genug, um das Problem aus der Welt zu schaffen. Ihr Pavian soll mit anpacken. Sie öffnen uns die Tür. Aber kein Licht, verstanden! Und fassen Sie drinnen nichts an.«

Der Mann hörte sich so an, als erteile er tagtäglich solche Befehle. Feiling empfand beinahe mehr Achtung vor ihm als vor dem Monsignore, der bei diesem Treffen eine Zusammenarbeit zu beider Nutzen konkretisiert hatte. Mit einem Mann wie Kranz im Rücken konnte er endlich das erreichen, was ihm schon so lange vorschwebte. Aus diesem Grund wies er seinen Leibwächter an, dem Sekretär zu helfen.

Der Bullige wollte sich zu Andrea niederbeugen, doch da hielt Kranz' Begleiter ihn auf. »Halt, Pavian! Nicht ohne Handschuhe!« Er klang verächtlich, denn er hielt nicht viel von der Intelligenz des kahlköpfigen Mannes. Obwohl das Tragen von Handschuhen bei diesem Treffen Pflicht war,

hatte Feilings Leibwächter die seinen mehrmals an- und wieder ausgezogen und schließlich in die Tasche gesteckt. Jetzt zuckte der Leibwächter zusammen und streifte sie rasch wieder über.

Die beiden Männer trugen Andrea in ihr Apartment und warteten, bis Feiling die Balkontür geöffnet hatte. Dieser überzeugte sich, dass niemand in der Nähe war, und trat zurück. Während die beiden anderen die junge Frau hochwuchteten und mit einem kräftigen Ruck über die Brüstung warfen, wandte sich der Anführer der Neonazis an den Monsignore, der wie ein düsterer Schatten in der offenen Tür stand.

»Wie konnte die Frau an diese Wohnung kommen? Sie sagten doch, Ihre Leute hätten das obere Geschoss unter Kontrolle!«

»Das frage ich mich auch. Ich werde Nachforschungen anstellen und es herausfinden. Der Trottel, der das in die Wege geleitet hat, kann sich auf etwas gefasst machen. Jetzt aber sollten wir gehen. Wenn die Frau gefunden wird, gibt es hier zu viel Wirbel.« Der Monsignore ging zum Aufzug, der noch immer in diesem Stockwerk stand, und öffnete die Tür.

»Mein Sekretär und ich fahren als Erste. Wir schicken Ihnen und Ihrem Pavian den Aufzug wieder hoch.«

»Ich bin kein Pavian!«, bellte Feilings Leibwächter, der sich von den Kirchenmännern nicht länger beleidigen lassen wollte.

»Dann eben ein Gorilla«, sagte der Sekretär gelassen und schob ihn und Feiling auf den Flur hinaus. Als er die Tür abschloss, blieb sein Blick auf dem Schlüssel hängen.

»Der muss noch versorgt werden. Die Polizei würde sich sonst wundern, wie jemand aus dem Fenster einer Wohnung springen kann, deren Schlüssel verschwunden ist.«

Franz Xaver Wagner hörte, wie jemand in seinem Büro auf die Computertasten einhackte, und steckte den Kopf hinein. Beim Anblick des jungen Mannes, der an seinem Schreibtisch saß und gespannt auf einen Bericht mit einem Foto starrte, schüttelte er nachsichtig den Kopf.

»Guten Morgen, Renk. So früh schon hier, und das an meinem Computer? Worum geht es denn?« Wagner beugte sich neugierig vor und schüttelte dann erneut den Kopf. »Was wollen Sie denn mit Feiling? Um den kümmern sich die Kollegen vom Verfassungsschutz. Uns geht der Kerl nichts an.«

Torsten Renk war im ersten Moment zusammengesackt, als er seinen Vorgesetzten unvermittelt vor sich sah, fasste sich aber gleich wieder und sagte: »Da bin ich anderer Meinung, Herr Major. Ich bin mir sicher, dass Feiling Hoikens bei uns eingeschleust hat.« Seine Stimme klang gepresst, als könne er seine Emotionen nur mühsam im Zaum halten.

Ein Jahr Afghanistan hatte offensichtlich nicht genügt, seinen Untergebenen über die Sache hinwegkommen zu lassen, dachte Wagner bedauernd. »Sie wollen Hoikens immer noch selbst erwischen, was? Aber der gehört nicht mehr zu unseren Klienten.« Sein Blick schien den Leutnant durchbohren zu wollen.

Torsten war ein großer, hager wirkender Mann knapp unter dreißig mit einem knochigen Gesicht, das auch jetzt den mürrischen Ausdruck zeigte, den er meist zur Schau trug. Nun wies er auf den Bildschirm und lachte bitter. »Der Verfassungsschutz hat in den letzten zwölf Monaten weder Hoikens noch Feiling ausfindig machen können. Die beiden kön-

nen in München jederzeit über den Marienplatz spazieren und sich über unsere Unfähigkeit schief-lachen.«

»Die Leute vom Verfassungsschutz pflegen als Letzte zu lachen. Die kriegen die Kerle, Renk, verlassen Sie sich drauf! Sie aber haben das nächste Vierteljahr Urlaub. Schnappen Sie sich Ihre Andrea, fliegen Sie mit ihr irgendwohin und vergessen Sie Hoikens.«

»Wir können hier nicht weg. Andrea hat erst vor vierzehn Tagen eine Stelle im Neuperlacher Klinikum angenommen. Da bekommt sie noch keinen Urlaub.« Während er dies sagte, starrte Torsten Feilings Foto auf dem Bildschirm an wie eine Bulldogge, die im nächsten Moment zuschnappen will.

»Warum sind Sie eigentlich so scharf auf Hoikens?«, fragte Wagner, obwohl er die Antwort kannte. Aber vielleicht beruhigte sich der junge Mann endlich, wenn er noch einmal mit ihm darüber sprach.

Torsten löste seinen Blick vom Computermonitor und drehte sich zu Wagner um. »Wir haben zur selben Friedensmission in Darfur gehört. Für mich war er ein guter Kamerad, auch wenn er manchmal recht reaktionäre Ansichten vertreten hat. Ich hatte nicht mitbekommen, dass er sich vor den Einheimischen aufspielte wie ein General aus der Kaiserzeit. Als er bei einer Erkundungsfahrt einige Leute schikanieren hat, die wir kontrollieren sollten, zog einer der Farbigen ein Messer und stach zu. Ich habe den Mann erschossen, bevor er Hoikens umbringen konnte. Verstehen Sie mich, Herr Major? Ich habe einen Menschen getötet, um einen Mann zu retten, der es nicht wert war.«

»Sie haben damals richtig gehandelt. Ihre Zweifel kamen ja erst, als Sie herausgefunden hatten, dass Hoikens ein aktiver Neonazi ist. Und jetzt verschwinden Sie gefälligst von meinem Schreibtisch! Sie haben drei Monate Sonderurlaub und hier nichts zu suchen.«

Wagners Stimme wurde schärfer. Er hielt große Stücke auf den Leutnant, musste aber verhindern, dass sein Untergebener mit Hoikens einen Privatkrieg führte. Angesichts von Renks Miene fragte er sich jedoch, ob es tatsächlich klug gewesen war, ihm so viel freie Zeit einzuräumen. Das brachte den Mann höchstens auf dumme Gedanken. Er hielt ihn für fähig, während des gesamten Urlaubs durch München zu streifen und Jagd auf den früheren Kameraden zu machen. Zwar wollte er Hoikens ebenfalls aus dem Verkehr gezogen sehen und hatte entgegen seiner Behauptung auch eigene Leute auf den Kerl angesetzt, aber das ging Renk vorläufig nichts an.

Während Wagner in ein paar Akten blätterte, die auf dem Schreibtisch lagen, meldete Torsten sich im Computer ab und stand auf. »Wenn Sie mich brauchen, Herr Major, finden Sie mich entweder bei Andrea oder im meinem Quartier.«

Wagner kam zu keiner Antwort, denn in selben Augenblick schellte das Telefon. Der Major hob ab und meldete sich. Danach hörte er nur noch zu. Als er den Hörer wieder auflegte, war sein Gesicht so weiß wie frisch gefallener Schnee.

»Es tut mir leid, Renk, aber ich glaube, es ist besser, wenn Sie mich jetzt begleiten. Machen Sie sich auf das Schlimmste gefasst!«

VIER

Die Tote bot keinen schönen Anblick. Deswegen war Hauptkommissar Trieblinger trotz zwanzigjähriger Erfahrung bei der Mordkommission froh, als die Leiche endlich im Transportsarg lag. Er hielt noch den kleinen Ruck-

sack in der Hand, dessen Außenhaut bei dem Aufprall aufgeplatzt war und seinen Inhalt auf dem Boden verstreut hatte. Dadurch hatten sie die Tote rasch identifizieren können. Es handelte sich um Andrea Kirschbaum, eine junge Assistenzärztin des Klinikums Neuperlach, die in der vergangenen Nacht bis weit nach vierundzwanzig Uhr gearbeitet hatte. So viel hatte Trieblinger bereits durch Telefonate in Erfahrung bringen können.

Der Kommissar reichte den Rucksack einer Kollegin und blickte noch oben. Es war von hier unten fast unmöglich, den Balkon der Wohnung zu erkennen, von dem die Frau gefallen war. In letzter Zeit häuften sich Selbstmorde dieser Art in München, und Trieblinger war davon überzeugt, dass es sich auch hier um einen Freitod handelte. Er stellte sich vor, wie die junge Frau nach einem überlangen Arbeitstag müde und ausgelaugt nach Hause gekommen war, zermürbt von dem Elend und Leid im Krankenhaus, dem sie sich nicht gewachsen fühlte, und dem Wissen, dass sie dies nicht länger würde ertragen können. Es reichte eine Sekunde aus, um eine solche Kurzschlusstat zu begehen, und wenn es erst einmal geschehen war, konnte man es nicht mehr rückgängig machen.

Ein Kollege trat aus der Haustür und kam auf ihn zu. »Und, was ist?«, fragte Trieblinger.

»Keine Spuren eines gewaltsamen Eindringens. Die Tür oben war ordnungsgemäß abgeschlossen. In der Wohnung selbst war auch nichts zu sehen. Den Rest muss die Spurensicherung herausfinden.«

»Die ist bereits unterwegs. Aber ich glaube nicht, dass sie etwas finden wird.« Trieblinger blickte auf die Uhr und fluchte leise. »Wir hätten schon seit einer Dreiviertelstunde Feierabend. Wegen dieser hysterischen Henne müssen wir wieder unbezahlte Überstunden schieben.«

Sein Kollege schüttelte den Kopf. Trieblinger mochte früher einmal ein guter Polizeibeamter gewesen sein, doch fünf- und zwanzig Jahre Dienst mit zu vielen und zu langen Nachtschichten hatten ihn ausgehöhlt.

»Ich glaube, wir können den Tatort verlassen. Dort kommt unsere Ablösung.« Trieblinger zeigte auf einen Polizeiwagen, der langsam durch den Fußgängerbereich auf sie zurollte. Da die Schaulustigen, die sich hinter den Absperrbändern um den Fundort der Leiche drängten, nicht weichen wollten, drückte der Fahrer auf die Hupe und schaltete, als auch das nichts half, die Sirene ein.

Jetzt schoben die Neugierigen sich zur Seite, und der Polizeiwagen kam neben dem Leichenwagen zum Stehen. Vier Leute stiegen aus. Zwei davon waren Kollegen. Die beiden anderen aber, ein untersetzter Mann mit kantigen Gesichtszügen und ein groß gewachsener, jüngerer Mann mit mürrischer Miene, kannte Trieblinger nicht. Während der Ältere graue Hosen und ein graues Jackett trug, war sein Begleiter mit schwarzen Jeans, einem dunkelblauen Hemd und einer bauschigen schwarzen Lederjacke bekleidet. Sein Haar war kurzgeschoren, und seine durchdringend hellblauen Augen bildeten einen scharfen Kontrast zu dem sonnenverbrannten Gesicht, das nicht so recht zu dem kühlen, regnerischen Sommer dieses Jahres passen wollte.

Der Ältere trat auf Trieblinger zu und zog einen Ausweis. »Major Wagner, MAD. Sie sollen eine Leiche gefunden haben.«

Trieblinger verzog das Gesicht. Was zum Teufel hat der Militärische Abschirmdienst mit dieser Sache zu tun?, fuhr es ihm durch den Kopf. »Gefunden wurde die Leiche heute Morgen vom Putzdienst der Anlage.« Er wies dabei auf einen unglücklich wirkenden Afrikaner im Blaumann, der sich in der Nähe an seinem Besen festzuhalten schien.

Wagner nickte, wandte sich dann dem Leichenwagen zu, in dem der Sarg bereits verstaut war, und forderte die Besatzung auf, ihn noch einmal zu öffnen. Die Männer waren früh aus ihren Betten geholt worden und wollten weg. Doch ein Blick in das harte Gesicht des MAD-Mannes verriet ihnen, dass es besser war, ihm zu gehorchen. Sie schraubten den Alusarg auf und hoben den Deckel an.

»Besonders gesund sieht die Frau nicht mehr aus«, meinte einer von ihnen bissig.

Wagner stieß ein kurzes Knurren aus und betrachtete die Leiche. Er hätte seinen Leutnant nicht gebraucht, um dessen Freundin Andrea zu identifizieren. Jetzt ärgerte er sich, dass er ihn mitgenommen hatte. Der Anruf war jedoch zu überraschend gekommen. Dabei hatte er selbst zugestimmt, dass Andrea, die keine näheren Verwandten mehr besaß, seine Dienststelle als Kontaktadresse angeben durfte für den Fall, dass ihr ein Unfall zustoßen sollte. Mit einer müden Bewegung wandte er sich Torsten zu.

»Es tut mir leid, Renk. Andrea war eine wundervolle Frau.«

Torsten hörte ihn nicht. Er starrte auf die leblose Gestalt, die wie eine zerbrochene Gliederpuppe im Sarg lag, und spürte, wie der Druck in seinem Kopf stieg, bis er schier zu platzen drohte. Er hatte Andrea geliebt, auch wenn es nicht immer einfach gewesen war, ihre oftmals gegensätzlichen Ansichten miteinander zu vereinbaren. Mit einem bitteren Gefühl dachte er daran, wie sie sich nach seiner Rückkehr aus Afghanistan vor drei Tagen heftig gestritten hatten. Andrea war wütend gewesen, weil er seinen Aufenthalt dort auf ein ganzes Jahr ausgedehnt hatte und in der Zeit kein einziges Mal nach Hause gekommen war. Jetzt bedauerte er seine Hartnäckigkeit, denn wenn er in München gewesen wäre, hätte er Andrea gewiss davon abhalten können, in

diesen Wohnsilo zu ziehen. Er hatte die Ansammlung von Hochhäusern in seiner Wut einen Slum genannt. Ganz so heruntergekommen sah die Anlage zwar nicht aus, doch er konnte sich vorstellen, dass die triste Umgebung aus Beton und schwarzen Eternitfassaden die Seele eines Menschen trüben konnte.

Trotzdem glaubte er nicht daran, dass Andrea Selbstmord begangen hatte, so wie der Polizeibeamte es ihm weismachen wollte. Schließlich war es gerade einmal drei Tage her, dass sie ihm mit Begeisterung von all dem berichtet hatte, was sie in den nächsten Monaten und Jahren in der Klinik erreichen wollte.

»Was ist das?« Torsten zeigte auf einen welligen Riss an der Schläfe der Toten, der ein wenig geschwollen schien.

Der Polizeiarzt war inzwischen ebenfalls aus dem Auto gestiegen und zuckte jetzt mit den Schultern. »Keine Ahnung. Die Frau hat sich bei dem Aufprall so viele tödliche Verletzungen zugezogen, dass es auf eine Schramme mehr oder weniger nicht ankommt.«

Torsten Renk streckte die Hand aus und berührte die Stelle. Andreas Haut fühlte sich kalt an, und ihre blauen Augen zeigten einen erstaunten Eindruck, als könne sie selbst nicht begreifen, was geschehen war. Er glaubte auch Angst darin zu lesen und sah sich die Verletzung an der Schläfe noch einmal an. Obwohl sie nicht schwer genug war, um zum Tod zu führen, brannte sich ihr Anblick in sein Gedächtnis ein.

Unterdessen leierte Trieblinger seinen Bericht herunter. Wagner hörte ihm aufmerksam zu, auch wenn er einige der Kommentare als persönliche Ansichten des Polizisten abtat. Zu seiner Verwunderung schien sein Untergebener sich nicht für Trieblingers Untersuchung zu interessieren.

Er hatte aber doch zugehört, denn mit einem Mal hob er

den Kopf. »Sie wollen sagen, meine Freundin wäre sofort gesprungen, nachdem sie die Wohnung betreten hatte?«

Trieblinger nickte. »Das stimmt. Sie trug noch ihren Rucksack auf dem Rücken.« Da erst begriff der Polizeibeamte die Verbindung des jungen MAD-Mannes mit der Toten und wurde für einen Augenblick ganz still.

»Mein Beileid!« Er wollte Torsten die Hand reichen, doch dieser nahm die Geste nicht einmal wahr. Wie ein Hund, der verzweifelt nach einer Spur sucht, ging er zu der Stelle, an der Andrea gefunden worden war, und blickte nach oben.

»Haben Sie sich die Wohnung angesehen?«, wandte er sich an Trieblinger.

»Das hat mein Kollege getan. Schautzer, komm mal her!«

Der zog ein langes Gesicht, trat aber näher. Da ihm die Sache ohnehin schon zu lange dauerte, fiel sein Bericht sehr knapp aus. »Keine Einbruchsspuren und nichts, was auf die Anwesenheit Fremder in der Wohnung hingewiesen hätte.«

Torsten schüttelte unwillig den Kopf. »Wie steht es mit den Nachbarwohnungen?«

»Stehen leer, wie die Hausverwaltung erklärt hat. Frau Kirschbaum hat ihre Wohnung auf Empfehlung eines Oberarztes der Klinik erhalten.«

»Wer lässt in München denn Wohnungen leer stehen?«, fragte Torsten verwundert.

Trieblinger zuckte mit den Schultern. »Wahrscheinlich Spekulanten, die etwas zum Abschreiben brauchen, um Steuern zu sparen.«

»Sie meinen also, dass die Einwirkung Fremder hundertprozentig ausgeschlossen werden kann?« Wagner hoffte auf ein Ja, auch wenn die Antwort seinen Untergebenen nicht befriedigen würde.

Torsten beachtete den Polizeibeamten nicht weiter, son-

dern wies nach oben. »Andrea kann nicht selbst gesprungen sein. Dafür ist sie zu weit vom Haus aufgekommen. Sehen Sie sich doch den Winkel an! Außerdem kenne ich sie gut genug, um sagen zu können, dass sie niemals Selbstmord begangen hätte.«

Nun sah er Trieblinger herausfordernd an. »Was ist mit dem Wohnungsschlüssel? Wo haben Sie den gefunden?«

»Unter dem Rucksack. Er ist wahrscheinlich herausgefallen, als das Ding kaputtging.« Trieblinger seufzte und sehnte sich nach seinem Feierabend, den der MAD-Mann mit seinen dämlichen Fragen immer weiter hinausschob.

Torsten ging zu dem Polizeiwagen, in dem die in Plastikbeutel gehüllten Gegenstände aus dem Rucksack lagen, nahm aber nur diesen an sich. Sein Blick weitete sich, als er erkannte, dass das kleine Fach unversehrt geblieben war, in das Andrea stets ihre Geldbörse und ihren Schlüssel gesteckt hatte. Als er zu Trieblinger zurückkehrte und diese Tatsache erwähnte, winkte dieser müde ab.

»Ihre Freundin muss den Schlüssel ja nicht mehr in den Rucksack zurückgesteckt haben. Sie kann ihn genauso gut in der Hand gehalten haben.« Hatte er vorhin noch Mitleid mit dem jungen Mann verspürt, der immerhin seine Freundin verloren hatte, wurde ihm diese Fragerei langsam zu dumm. Diese Geheimdienstleute schienen wirklich hinter jedem Stein ein Verbrechen oder gar eine Verschwörung zu vermuten. In seinen Augen hatte das mit sachlicher Ermittlungsarbeit nichts mehr zu tun.

»Wissen Sie was? Meine Kollegen und ich haben uns die ganze Nacht um die Ohren geschlagen und damit jetzt ein Recht auf unseren Feierabend.« Trieblinger winkte seinen Kollegen mitzukommen und stieg in sein Auto. Der Fahrer des Leichenwagens schien das als Aufforderung anzusehen, denn auch er startete den Motor und rollte los.

Triebingers Wagen folgte. Zurück blieben nur der junge Polizist und seine Kollegin, mit denen Wagner und Torsten Renk gekommen waren.

»Wir müssen ebenfalls weiter«, erklärte die junge Frau.

Wagner nickte, doch Torsten blickte starr auf die Stelle, an der seine Freundin gestorben war, und bleckte unbewusst die Zähne.

»Wer auch immer dahintersteckt, dem gnade Gott! Ich werde es herausfinden!«

»Sie haben doch die Beamten gehört, Renk. In ihren Augen ist es Selbstmord. Überlegen Sie doch mal: Andrea war verdammt wütend, weil Sie länger in Afghanistan geblieben sind als erwartet, und ihr habt euch in diesem Jahr doch ziemlich auseinandergelebt. Sie können nicht wissen, was in ihrem Kopf vorgegangen ist.«

Torsten strich mit der Rechten unbewusst über eine Stelle seines Lederblousons, die sich leicht ausbeulte. »Ich kenne Andrea gut genug, um zu wissen, dass sie niemals selbst ihrem Leben ein Ende gesetzt hätte. Es muss jemand dahinterstecken – und ich habe auch schon einen Verdacht.«

»Hoikens?« Wagner schoss diesen Pfeil ins Blaue ab und bekam seine Vermutung bestätigt, als der Leutnant nickte.

»Genau das glaube ich. Hoikens weiß, dass ich ihn enttarnt habe, und er hat recht archaische Ansichten. Rache ist für ihn kein Fremdwort.«

Wagner blieb für einen Augenblick stehen und schloss die Augen. Seiner Ansicht nach verbiss Renk sich zu sehr in diese Sache, und das schreckliche Ende seiner Freundin steigerte dessen Haltung noch bis zum Verfolgungswahn. Wahrscheinlich würde der Leutnant erst Ruhe geben, wenn er Hoikens aufgespürt hatte. Wagner war klar, dass Andreas Tod für Renk eine Katastrophe darstellte, für die dieser auch noch die Schuld bei sich suchte. Wenn er eine Möglichkeit fand,

seinem Untergebenen über die schlimmste Zeit hinwegzuhelfen, würde er es tun. Einen Moment lang überlegte er, ob er Renk gleich wieder nach Afghanistan schicken sollte. Dort hätte der Leutnant keine Zeit, sich einzureden, Andrea sei ermordet worden, weil der Täter sich an ihm hatte rächen wollen. Doch sein Untergebener hatte ein Anrecht auf den bereits genehmigten Urlaub und konnte während dieser Zeit machen, was er wollte.

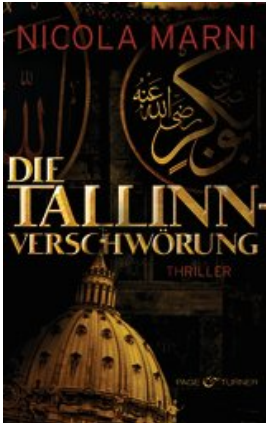
»Wegen mir können Sie diesem Hirngespinnst weiter nachjagen, Renk. Aber eines sage ich Ihnen: Ich will nicht hören, dass Sie mit Ihrem Schweizer Spielzeug in der Gegend herumballern.«

Torsten lächelte freudlos, als sein Vorgesetzter auf seine Sphinx AT 2000 S Bi-Tone anspielte, eine der präzisesten Pistolen der Welt. Die Waffe hatte er sich um die Zeit geleistet, als Andrea in sein Leben getreten war, aber er hatte sie seither nur ein Mal einsetzen müssen.

FÜNF

Während Torsten Renk vom Tod seiner Freundin erfuhr, servierte Graziella Monteleone in der Via Benedetto XIV. nahe dem Vatikan ihrem Großonkel, dem Kardinal Giuseppe Antonio Monteleone, und seinem deutschen Gast Espresso aus kleinen, schwarzen Tassen mit einem goldenen Kreuz. Es musste sich um besondere Tassen handeln, denn in den fünf Jahren, die Graziella bereits als Hausdame bei ihrem Verwandten weilte, hatte sie dieses Geschirr kein einziges Mal zu Gesicht bekommen. Erst als sein Besucher eingetroffen war, hatte der Kardinal ihr einen Schlüssel gegeben, den er immer um den Hals trug, und sie angewiesen,

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Nicola Marni

Die Tallinn-Verschörung

Thriller

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 512 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-442-20341-3

Page & Turner

Erscheinungstermin: Januar 2009

Teuflische Machenschaften im Vatikan

Geradezu besessen versucht ein Geheimbund um Kardinal Monteleone, den Islam mit allen Mitteln zu bekämpfen. Da die klerikalen Mitglieder sich nicht selbst die Hände schmutzig machen wollen, arbeiten sie mit einer Truppe von brutalen Neonazis zusammen. Gemeinsam planen sie einen blutigen Anschlag auf die EU-Ratsversammlung in Tallinn, auf der der Beitritt der Türkei zur EU verkündet werden soll. Torsten Renk, ein junger deutscher MAD-Agent, kommt der Verschwörung auf die Spur. Und im Kampf gegen den Geheimbund erhält er unerwartet Hilfe von Graziella, der hübschen Nichte des Kardinals ...

 [Der Titel im Katalog](#)